

Den Stürmen gleichen, lieber Leser! die Leiden im menschlichen Leben. — Oft glaubt der Mensch ruhig dem Glücke im Schoosse zu sitzen, und auf einmal sieht er sich schrecklich herausgerissen und in's Elend gestürzt. Armuth, Krankheiten, ja der Tod theurer Familienglieder machen ihn, der noch vor Kurzem auf dem Gipfel des Glückes, nun so grenzenlos unglücklich. Sowie der Sturm oft sich legen zu wollen scheint, so glaubt oft auch er von einem Schläge des Schicksals sich wieder erholt zu haben: da trifft ihn ein neuer, heftigerer Schlag. Doch wie der Sturm, bei allen seinen Schrecken, wieder heilsam in seinen Wirkungen auf die äussere Natur ist: so läutern auch den Menschen wieder seine Leiden von dem Uedlen und Gemeinen, und gebesserter geht er aus der Prüfung hervor. Hat er sich durch Umgang mit schlechten Menschen elend gemacht, — die Leiden, unter denen er seufzt, lehren ihn seine Schuld, und mit dem festen Vorsatze, künftig vorsichtiger zu Werke zu gehen, bösen Umgang zu meiden, geht er hervor aus seinem selbstverschuldeten Leide.

## Tafel T.

**D**ie **Tollkirsche** oder Belladonna wächst in schattigen Waldungen und wird gegen 4 Fuss hoch. Ihre kurzgestielten Blätter sind dunkelgrün; die Blüthe ist glockenförmig, fünfspaltig, inwendig purpurroth und am Grunde gelb. Die Frucht ist eine bläulich-schwarze, glänzende Kirsche, die fade süsslich schmeckt und besonders giftig ist. Schon häufig haben Kinder, welche die gefährliche Pflanze nicht kannten, im Walde die lockenden Beeren gepflückt und gegessen, und ihr Genuss hat ihnen erst grosse Schmerzen bereitet und endlich den Tod herbeigeführt. Darum seht sie euch genau an und hütet euch vor ihr!

Der **Thee** wird von den Blättern eines Strauches gewonnen, dessen Vaterland China und Japan ist. Der Strauch ist buschig, immer grün, und wenn er seine natürliche Grösse erreicht, 8 — 12 Fuss hoch. Diese Höhe lässt man ihn jedoch nicht erreichen, sondern beschneidet ihn so, dass er nicht höher als 2 — 3 Fuss hoch wird. Die Pflanzenblätter sind kurzgestielt, gesägt, lederartig, ganz glatt und glänzend grün. Die Blümchen sind blass rosenroth, und die Frucht besteht aus kugelförmigen, braunen Kapseln, welche kleine Nüsse mit öllichten Kernen enthalten.

Der Theestrauch liefert erst in seinem dritten Jahre brauchbare Blätter, von der Zeit an aber gewährt er auch jährlich drei verschiedene Ernten. Bei der ersten erhält man den Kaiserthee, der unstreitig der beste ist. Dass der Thee überhaupt nicht von einerlei Güte ist, hängt nicht blos von der Beschaffenheit und dem Alter der Blätter, von dem Standorte und dem Boden ab, sondern auch von dem Abpflücken und der ferneren Behandlung, wesshalb man hierauf grosse Sorgfalt verwendet. Die Blätter werden alle einzeln abgepflückt, dann in grossen, jedoch nicht tiefen Körben an der Sonne etwas angetrocknet und in diesem Zustande an die Theehändler verkauft. Diese trocknen die Blätter unter einem Dache noch mehr an und verkaufen sie dann an andere Händler, welche sie auf folgende Weise vollends zubereiten lassen:

Die Blätter werden nach ihrer Güte sortirt, dann in ein eigens dazu eingerichtetes Trockenhaus gebracht, wo sie in eisernen Pfannen auf einem gelinden Kohlenfeuer geröstet und dann einzeln mit den Fingern aufgerollt werden, wodurch sie ungefähr die Gestalt erhalten, welche sie vor der Entfaltung auf dem Stamme hatten. Darnach werden sie von Neuem geröstet und nach der neuen Erwärmung auch wieder neuerdings gerollt. Dieses Verfahren wird 4 bis 5mal, nämlich so oft wiederholt, bis man mit Gewissheit voraussetzen kann, dass sie ihre Gestalt behalten werden. Nun wird der Thee in kleine Kästchen gebracht, deren 100 bis 600 in eine Kiste zusammengepackt und dann so verschickt werden.

In Europa wurde der Gebrauch des Thee's erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts bekannt. Doch hat seit jener Zeit der Verbrauch so zugenommen, dass England — das freilich allein mehr Thee verbraucht, als das übrige Europa und Amerika zusammen — jährlich über 30,000,000 Thaler für Thee nach China sendet.

**Türke.** Betrachten wir den Türken, so ist seine Haltung stolz, Ehrfurcht gebietend, abgemessen. Er liebt bei seiner Tasse schwarzen Kaffee und bei seiner langen Pfeife die behagliche Ruhe auf seiner Otomane, auf der er mit kreuzweise in einander geschlagenen Füßen sitzt. Wird er gereizt, so hat sein Zorn oft blutige Folgen, doch ist er auch grossmüthig gegen den Feind und seine Haupttugend ist Wohlthätigkeit gegen die Armen. Seine Kleidung ist bunt, aber anständig. Die Reichen verwenden viel auf ihren Turban. Wer sich an seinem Bart vergreift, den weicht er dem Tode.

*Grünwald.*

Der **Truthahn**, auch Welschhahn genannt, zeichnet sich durch einen Fleischklunker an der Stirne aus, welcher beim Männchen im Zorne anschwillt und sich verlängert, so dass er dann über die Schnabelspitze herabhängt. Ferner hat das Männchen einen Haarbüschel am Unterhals und einen Sporn, und kann die Schwanzfedern radförmig, wie der Pfau aufrichten. Man kennt nur zwei Arten, die in Amerika zu Hause sind, und von welchen der gemeine auch bei uns heimisch geworden ist. Sie leben gesellschaftlich und bebrüten eine grosse Zahl von Eiern.

Man kann sehr leicht ihren lächerlichen Zorn erregen entweder durch Pfeifen, oder indem man ihnen rothe Kleider vorhält, und sie geben ihn dann durch lautes Kullern zu erkennen, oder stürzen nach den Ruhestörern hin und fallen sie mit dem Schnabel und den Flügeln an. Ueberhaupt sind sie sehr streitsüchtig, und die Männchen gerathen öfters hinter einander, wobei sie sich an den Fleischzapfen des Kopfes zu fassen suchen. Im Kampfe gegen den Haushahn zieht er, trotz seiner Körpergrösse, immer den Kürzern, weil dieser gewandter ist und seine Sporen zu gebrauchen versteht.

Das Fleisch ist vortrefflich und in manchen Gegenden werden sie in grossen Heerden gehalten.

Die **Taube** ist nicht so ganz Hausthier, wie das Huhn, die Gans oder die Ente; denn sie behält ihre Freiheit mehr. Man weist den Tauben blos einen Schlag — Taubenschlag — an, steckt ihnen hier Nester auf und lässt sie aus- und einfliegen, wie sie wollen. Wo sie sich einmal eingenistet haben, verlassen sie ihre Wohnung selten, wenn nicht Marder, Iltisse und andere Raubthiere sie verjagen. Sie brüten hier des Jahres wohl 6 — 10mal und vermehren sich stark, suchen im Sommer ihr Futter selbst auf den Feldern der Nachbarschaft und verlangen nur im Winter, wenn die Erde allenthalben zugefroren, oder mit Schnee bedeckt ist, Futter von ihrem Hauswirth, welches in Gerste, Weizen, Erbsen oder Wicken besteht. Sie fressen auch gekochte Kartoffeln gern, doch will man bemerkt haben, dass sie darnach weniger Eier legen.

Die jungen Tauben sind bekanntlich ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen allenthalben sehr beliebt, und das ist auch der Zweck, warum man Tauben hält; doch dieser Vortheil wiegt, wenn man nicht zugleich auf das Vergnügen sieht, welches diese reinlichen, sanften, zierlichen und verträglichen Thiere gewähren, den Schaden nicht auf, den sie den Getreidefeldern zur Saat- und Erntezeit zufügen.

- |  |  |
|--|--|
| <p>1. Kommt, liebe Täubchen, meine Gäste!<br/>Mit voller Hand lad' ich euch ein;<br/>Kommt her, ihr sollt von mir auf's Beste<br/>Mit Brod und Korn bewirthe't sein.</p> | <p>2. Der Raum ist klein, und doch vertragen<br/>Sie ohne Neid sich brüderlich;<br/>Ohn' andern etwas abzujagen,<br/>Nimmt jedes, was es hascht, für sich.</p> |
|--|--|

3. Nie will auch ich von Neid entbrennen;  
Von dir, du frommes Volk, betehrt,  
Den Andern gern das Ihre gönnen,  
Dankbar für das, was mir beschert.

*Weise.*

**Telegraph.** Eine äusserst merkwürdige Kunst ist die Telegraphie oder Fernschreibekunst, das ist die Kunst, mittelst einer eigenen Zurichtung, Telegraph genannt, eine Nachricht, einen Befehl u. s. w. in wenigen Minuten nach meilenweit entfernten Orten hin zu verpflanzen. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Telegraph von dem Ingenieur Chappe in Paris erfunden. Bald legte man nun zwischen Paris und Lille, auf einer Strecke von 60 franz. Meilen, die erste Telegraphenlinie an, wozu 22 Telegraphen erforderlich waren. Auf dem Louvre war die erste Station, auf dem Montmartre die zweite u. s. w. Als diese Telegraphen in Gang gekommen waren, da bewiesen sie durch ihren Gebrauch bald die gerühmte Vortreflichkeit, und alle Welt staunte, als sie sich überzeugt hatte, dass die Telegraphen eine Nachricht von Paris nach Lille, oder umgekehrt, wirklich in 2 Minuten mittheilen konnten. Bald wurden nun auch auf mehreren anderen Strecken Frankreichs Telegraphen errichtet und auch in andern Ländern, z. B. in England, Schweden, Dänemark, wo ihnen zum Theil eine andere Gestalt und Einrichtung gegeben wurde. Deutschland hatte erst in neuester Zeit angefangen, eine Telegraphenlinie anzulegen, nämlich die zwischen Berlin und Cöln. Auf unserer Tafel T. seht ihr noch die alte Gestalt und Einrichtung des Telegraphen abgebildet. Die neuere Einrichtung ist folgende:

Ueber der Gallerie eines Hauses ragt ein Balken senkrecht hervor, welcher beweglich einen 9—10 Fuss langen und verhältnissmässig breiten Wagebaum trägt, dessen Enden bewegbare Flügel enthalten. Mit Hülfe von Winden, Rollen und Schnüren kann der Wagebaum und sein Flügelpaar in gar viele Stellungen gebracht werden, wovon jede einen Buchstaben, ein Wort, eine Zahl etc. vorstellt, deren Bedeutung ein ausschliessendes Geheimniss gewisser Personen sein muss. Auf jeder Telegraphenlinie ist ein Telegraph von dem andern, je nach der Grösse seiner freien Aussicht dazwischen, 2—6 Stunden entfernt. Auf jedem Telegraphen sind sehr gute, stark vergrössernde Fernröhre. In dem Augenblicke, wo der zweite Telegraph die Figuren des ersten nachmacht, macht sie auch schon der dritte dem zweiten, der vierte dem dritten u. s. w. nach. So muss denn wohl die Verbreitung einer Nachricht durch die Telegraphenlinie in einer kurzen Zeit geschehen. Je weiter die Telegraphen von einander entfernt sind, desto schneller fliegt die Nachricht. Aber das gute deutliche Sehen mit Fernröhren hat seine Gränzen; 3 Stunden machen wohl die beste Entfernung aus, sowohl in Hinsicht des deutlichen Sehens mit guten Fernröhren, als auch der Schnelligkeit des Operirens.

Nach Poppe.

Der **Tiger**, in Asien und Afrika heimisch, ist stärker und weit grausamer, als der Löwe. Seine Farbe wechselt zwischen braun und schmutzig gelb. Er ist regelmässig quer über den Rücken und an den Füssen kreuzweise dunkel gestreift, ohne Mähne, mit rundem Kopf und starken Stirnfalten. Sein Schwanz ist lang und geringelt. Er ist immer blutdürstig; aber wenn er den Elefanten, das Krokodil, ja selbst den Löwen anfällt, oder den Menschen, den Herrn der Schöpfung, angreift, so ist es nicht Mordlust, was ihn treibt, sondern Kampflust, und zwar eine solche, die von einer edleren Natur zeugt, als man sie gewöhnlich dergleichen Raubthieren zuschreibt; denn er verschmäht es, schwächere Thiere anzugreifen. Dem Menschen ist er zwar weit nicht in dem Grade zugethan, wie der Löwe, doch liefert die Geschichte des bengalischen Tigers auch Beispiele, dass er das von dem Schöpfer den edleren Thieren eingepflanzte Gefühl nicht ganz verloren hat. Ein junger Tiger wurde aus Bengalen nach England mitgenommen und gewöhnte sich so an die Matrosen, dass sie alle mit ihm spielten. Die Hunde kamen freilich oft schlimm weg, denn wenn es ihm einfiel, Fangball mit ihnen zu spielen, so wurden sie von ihm übel zugerichtet, und in diesem Vergnügen wagte es keiner, ihn zu stören. Als er aber einmal dem Schiffszimmermann ein Stück Fleisch wegnahm, prügelte ihn dieser tüchtig durch und nahm ihm das Stück Fleisch wieder aus dem Rachen, ohne dass sich der Tiger widersetzte. Zwei Jahre nachher traf der Schiffszimmermann den Tiger in London in einem Käfig an. Mit den Aeusserungen der lebhaften Freude erkannte der Tiger in ihm seinen alten Freund wieder. Der Schiffszimmermann konnte sich, aller wohlgemeinten Warnungen ungeachtet, nicht enthalten, zu ihm in den Käfig hinein zu steigen, und wurde auch von dem Tiger mit grosser Liebe heftig umarmt. Aber nun war die Noth, wie wieder heraus zu kommen; denn der Tiger wollte ihn nun nicht mehr loslassen. Es kostete viele Mühe, den Mann von dieser gefahrvollen Umarmung wieder frei zu machen.